



# LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

## **Aufwärts. Jahrgang 8, Nr. 21 October 13, 1955**

Köln: Bund-Verlag, October 13, 1955

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

# AUFWÄRTS

Köln, 13. Oktober 1955 — 8. Jahrgang — Preis 20 Pfennig — Nummer 21

An der Schwelle seines neunten Lebensjahrzehnts erhielt der Dichter Hermann Hesse in der Paulskirche zu Frankfurt, jener ehrwürdigen Stätte des Vorkampfes für ein freies und friedliches Deutschland, den Friedenspreis des deutschen Buchhandels. Das Leben dieses Dichters ist reich an Ehrungen für sein künstlerisches Werk, aber wenn je einem Dichter zu Recht ein Friedenspreis zugesprochen wurde, dann Hermann Hesse. Groß war und ist immer seine Gemeinde in Deutschland, bei der er vielfach als der Dichter der betrachtenden Stille verehrt wird. Aber es ist nicht jene Stille des Elfenbeinturms, die die Geschehnisse auf der Welt ignoriert, sondern jene, die wie ein Seismograph die Geschehnisse anzeigt, sie verarbeitet, um dann aus der geistigen Redlichkeit des Menschen, der sich seiner Verantwortung bewußt ist, mit dem tiefen Ernst des künstlerischen Ansehens

der Generale oder des Volkes zu opfern bereit wären. Den Sinn für die Wahrheit, die intellektuelle Redlichkeit irgendeinem anderen Interesse opfern, auch dem des Vaterlandes, ist Verrat. Der Gelehrte, der wissentlich das Falsche sagt, wissentlich Lügen und Fälschungen unterstützt, handelt nicht nur gegen organische Grundgesetze, er tut außerdem, jedem aktuellen Anschein zum Trotz, seinem Volke keinen Nutzen, sondern Schaden, er verdirbt ihm Luft und Erde, Speise und Trank, er vergiftet das Denken und das Recht und hilft allem Bösen und Feindlichen, das dem Volk Vernichtung droht."

Eine gute Stunde unserer Bundesrepublik, da man Hermann Hesse den Friedenspreis verlieh. Eine Ehre nicht nur für den Dichter, sondern auch für Deutschland, nicht das Deutschland des Militarismus, des Unrechts und der



## Hermann Hesse

Text Hans Dohrenbusch · Bild Martin Hesse

und Wortes seine mahnende Stimme eindringlich erhebt... und zum Aufhören zwingt.

Es war kurz nach Ausbruch des 1. Weltkrieges, als in der größten und angesehensten schweizerischen Zeitung ein Aufruf von Hermann Hesse erschien, der mit den Worten begann: „O Freunde, nicht diese Töne!“ Der Aufruf richtete sich an die geistigen Menschen der europäischen Länder, die mit verwirrten Hirnen den Ausbruch des Krieges verherrlichten, und an die europäischen Dichter, die mit ihren „Gesängen“ den Haß der Völker untereinander schürten. Ein Dichter erhob seine Stimme gegen den Krieg und gegen den tobenden Irrsinn, und alle Verleumdungen, die nun gegen ihn geschleudert wurden, nannte Hesse Wahnsinn, was Wahnsinn war und ist. Wie er viel später bekannte, begann damals für ihn eine Zeit des Leides, des Kampfes, der Vereinsamung. Aber er wurde für seine mutige Handlung auch beschenkt, denn einer der größten Dichter Frankreichs, Romain Rolland, stellte sich ihm in der Verurteilung der ausgebrochenen Barbarei frei und offen an die Seite. Eine Dichterefreundschaft erwuchs. Und ein noch größeres Geschenk erwuchs ihm, denn es gibt wohl kaum einen deutschen Dichter, zu dem die Jugend in so großer Zahl wallfahrte und an den sie sich in ihrer Bedrängnis wandte. Wenn der ein

Geistlosigkeit, sondern jenes heimliche Deutschland des Friedens, der Kultur und des Rechts, dessen Diener Hermann Hesse immer gewesen ist.

### Gedanken von Hermann Hesse

Schwer ist es, die Tugenden, die wir haben, nicht zu überschätzen. Schwerer ist es, die Tugenden, die wir gern haben möchten, nicht zu überschätzen. Leicht unterschätzen wir die Leiden der andern. Noch leichter überschätzen wir das Glück der andern.

Besser ist es, Unrecht leiden als Unrecht tun. Falsch ist es, mit verbotenen Mitteln das Erwünschte verwirklichen zu wollen. Für die Generale sind das Torheiten, und die Staatsmänner lachen darüber, doch sind es alte und bewährte Wahrheiten.

Was unsere Zeit braucht und verlangt, ist nicht geschicktes Beamtentum und Betriebsamkeit, sondern Persönlichkeit, Gewissen, Verantwortlichkeit.

Was das heimliche Deutschland, das der Sprache, Dichtung und Kultur betrifft, so habe ich mich stets dazu gerechnet und tue es weiter. Alles, was ich in Jahrzehnten getan habe,



Freund der Jugend ist, der geistig redlich ist, der Mut beweist, für seine Ideale Leid, Einsamkeit und Verleumdungen auf sich nimmt, dann ist es dieser Dichter, der seinen Glasperlenspieler sagen läßt: „Wenn wir bereit sind, unser Wohlsein, unsere Bequemlichkeit, unser Leben dem Volk zu opfern, wenn es in Gefahr ist, so schließt das nicht mit ein, daß wir den Geist selbst den Interessen des Tages,

war ein Mitarbeiten am heimlichen Deutschland, und mit den Jahren wurde aus dem unbewußten Mitarbeiten mehr und mehr ein bewußtes.

Wie jeder totgeschlagene Soldat die ewige Wiederholung eines Irrtums ist, so wird auch die Wahrheit, in tausend Formen, ewig und ewig wiederholt werden müssen.

## Der wahre Grund

Ich bin nicht ganz Deiner Meinung, wenn Du in Deinem Artikel „Noch einmal davongekommen“ (Nr. 19/55) von der Unentschuldbarkeit des Mordes an 200 französischen Zivilisten in Marokko durch Aufständische schreibst. Man könnte den Eindruck gewinnen, als wenn diese Morde der tatsächliche Grund für den „Racheakt“ des französischen Oberkommandos seien. Tatsache ist — das hat mir schon vor langer Zeit ein entsprungener Fremdenlegionär erzählt —, daß die Einheimischen schon seit ewigen Zeiten von den Franzosen und der Legion mit Grausamkeiten verfolgt werden. Die Bevölkerung hungert, während die Bodenschätze des Landes und die Arbeitskraft der Bevölkerung von ausländischen Konzernen ausgebeutet werden. Mir ist es verständlich, wenn die Marokkaner sich das nicht ewig gefallen lassen. Also ist die Selbst-



sucht der Kolonialherren die wahre Ursache der Zusammenstöße. Freiwillig werden diese Herren kaum abtreten. Darum sind meiner Meinung nach solche Aufstände einfach unvermeidlich.

Ernst Kieselhorst, Bremerhaven-Lehe

## Kein dummes Gerede

Die Rede des Kollegen Seeger auf dem Bundesjugendtreffen der Gewerkschaft Holz (Bericht in Nr. 19/55) fordert zum Widerspruch heraus. Heinz Seeger sagte, es sei dummes Gerede, wenn behauptet würde, die Jugend sei politisch desinteressiert. Das ganze Volk ist desinteressiert! Fragt doch mal einen Jugendlichen bis 35 Jahre, ob er schon mal was von August Bebel gehört hat! Nein, er hat noch nichts von ihm gehört. Von 25 Arbeiterinnen, die befragt wurden, hatte noch keine etwas über Rosa Luxemburg gehört. Welcher Jugendliche ist als Funktionär tätig? Höchstens in den Jugendgruppen betätigen sie sich, ansonsten müssen 70jährige die Beiträge kassieren. Es hat auch gar keinen Zweck, daß man immer wieder die Jungen gegen die Alten aufhetzt. Es darf keine Front geben „Jung gegen alt“. Dann hat Kollege Seeger noch gesagt, die greisen Herren von der Politik hätten nichts erreicht als zwei Weltkriege. Das ist unwahr. Die meisten Naziführer waren doch junge Schnösel, während die greisen Herren massenweise in Konzentrationslagern untergebracht wurden.

Karl Küster, Bremen 1

## Anerkennung

Meine volle Anerkennung für die Reportage „Junge Menschen klagen an“ (Nr. 19/55) und für die Veranstalter des Treffens kriegsverehrter Jugendlicher. Die eindrucksvollen Fotos sagen mehr, als Worte es könnten. Ich würde sehr gern mit einem jungen Menschen im Ausland in Verbindung treten, am liebsten mit einem Franzosen — leider spreche ich nur nicht Französisch. Ich glaube, daß viele Verbindungen zwischen jungen Menschen verschiedener Völker dem Frieden in der Welt sehr nützen würden.

Hans Schmitt, Bad Godesberg

## Mißverstanden

Was Heinz Frese in seiner Zuschrift (Nr. 20/55) über den Streik bei Henschel in Kassel sagt, ist durchaus richtig — aber soweit ich mich erinnern kann, hat der „Aufwärts“ ja auch gar nicht das Gegenteil behauptet. Frese muß die kurze Stellungnahme mißverstanden haben. Jedenfalls hat doch „Aufwärts“ keineswegs behauptet, daß bei der Firma Henschel alles in Ordnung sei und daß keine Veranlassung zum Streik bestanden habe. Allerdings wurde sehr richtig in der Stellungnahme vermerkt, daß ein Streik ohne Billigung und Unterstützung der Gewerkschaft die Front der Arbeitnehmer schwächen könne.

Adalbert Pfeifer, Hamburg 13

## Genau das?

Ich weiß gar nicht, was Kollege Frese mit seinem Brief bezweckt. Genau das, was seine Meinung ist, hat doch auch der „Aufwärts“ geschrieben — allerdings nicht so ausführlich. Oder aber bedauert Frese es, daß eine Gewerkschaftszeitung nicht mit großer Begeisterung die Tatsache des wilden Streiks an sich begrüßt?

Klaus Brammers, Lüdenscheid

## Unklar

Es ist mir völlig unklar, warum Joachim Gräbner (Leserbrief in Nr. 20/55) sich derart über den großen Bericht „Meine erste Liebe“ (Nr. 18/55) aufregt. Erstens glaube ich, daß er ihn — im Gegensatz zu manchem anderen Artikel — ganz durchgelesen hat. Zweitens war der Bericht ausgesprochen sauber und taktvoll und weit über dem Niveau ähnlicher Versuche unserer Illustrierten. Drittens bin ich fest davon überzeugt, daß es manchem Jugendlichen sehr hilft, wenn in einer anständigen Zeitung über diese Dinge gesprochen wird. Die Briefe selbst haben ja bewiesen, daß viele ältere Menschen gar kein Organ für das Gefühlleben von Jugendlichen haben. Da muß sich ja zwangsläufig mal eine Zeitung dieser Dinge annehmen.

Veronika Pape, Bonn

# Aussterbender Beruf

Von Hans Dohrenbusch

Es sollte keine Gefangenen mehr auf der Welt geben. Das ist die Lehre, die man aus dem freudigen Ereignis der Rückkehr der letzten Gefangenen aus Rußland ziehen sollte. Ein auch heute noch junger Mensch sagte in Friedland auf die Frage nach seinem Beruf: Soldat. Er hat keinen anderen Beruf gekannt, noch Schüler, wurde er hinausgetrieben in die Hölle der Schlachten und dann in die Fegefeuer der Gefangenenlager. Einen Teil seines Lebens, den schönsten, nämlich die Jugend, hat er verloren. Er ist nicht der einzige — und wir sollten im Zusammenhang auch an die vielen getöteten jungen Menschen denken, die die Freuden eines wirklichen Berufes nie kennengelernt haben. Nun kommen die Gefangenen zurück in eine Welt, die sich grundlegend gewandelt hat. Sie werden nicht nur bei der westdeutschen Bevölkerung — wie alle Umfragen der Meinungsforschungsinstitute beweisen — eine grundlegend geänderte Einstellung zum Beruf des Soldaten feststellen, sondern sie werden in eine Bevölkerung hineinkommen, die in ihrer überwältigenden Mehrheit einen neuen Militarismus ablehnt. Daß eine solche Ablehnung am weitesten bei den arbeitenden Menschen verbreitet ist, liegt in ihrer Tradition begründet. Von ihnen sind immer am entschiedensten Lösungen durch Gewalt abgelehnt und friedliche Verständigung gefordert worden.

Aber die Zurückgekehrten werden, wenn sie die technische Entwicklung überschauen, die seit ihrer Gefangennahme vor sich gegangen ist, auch leicht zu der Meinung kommen können, daß der Beruf des Soldaten in unserem Zeitalter kaum noch eine Aussicht hat, es würde in einem kommenden Krieg keine Gefangenen mehr geben, weil es keine Schlachten mehr geben wird wie die, durch die sie hindurchgegangen sind. Nicht mehr die größere Zahl der Truppen und Panzer wird entscheiden, sondern entschieden wird ein solcher Krieg durch ein paar Wasserstoffbomben, die sich dazu für einen Angreifer noch als Bumerang erweisen und das Verderben in das eigene Land tragen können. Und wenn sie die Ansichten der Atomforscher studieren, so werden sie nicht ohne Erschrecken feststellen, daß ein neuer Krieg die ganze Erde vernichten kann. Und wenn sie gewissenhaft die politische Entwicklung auf

unserer Erde studieren, so werden sie feststellen, daß die Erkenntnis von der Gefahr, die unsere Erde und alles Leben bedroht, in der Politik der beiden Atommächte ihren Niederschlag gefunden hat. Sie werden erstaunt feststellen, daß ein ehemaliger General, Eisenhower, den Vorschlag gemacht hat, daß die Flugzeuge der beiden Mächte USA und UdSSR frei und ungehindert die Räume der beiden Länder überfliegen sollen, um einen Überraschungsangriff auszuschalten. Von Rußland ist dieser Vorschlag bisher nicht abgelehnt worden. Und sie werden — hoffentlich mit Freude — feststellen, daß auf der Welt die stehenden Heere allmählich abgebaut werden, denn sie wurden ja mit der erfreulichen Tatsache begrüßt, daß, nachdem bereits eine Reihe von Staaten, voran Amerika und Rußland, abgebaut haben, nunmehr England sein Heer um ein Achtel verkleinert. Sie werden von der Tatsache Notiz nehmen, daß Pläne bestehen, um in Europa, von dem zwei Weltkriege ausgingen, entmilitarisierte Räume zu schaffen. Vielleicht fällt dem einen oder anderen auch die Rede des aus dem Korea-Krieg bekannten Generals Douglas MacArthur in die Hand, der in einer Ansprache nach diesem Krieg sagte: „Es ist traurig, aber wahr: Die menschliche Natur ist in ihrer religiösen Entwicklung nie so weit gekommen, daß sich reiner Idealismus hätte durchsetzen können. Verglichen mit der Wandlungsfähigkeit in Kunst und Wissenschaft, hat die menschliche Natur sich im Laufe der letzten 2000 Jahre nur beklagenswert langsam verändert. Jetzt aber hat die umstürzende Entdeckung der Kernspaltung und ihrer Zerstörungskraft das Problem von dem Gebiet des ethischen Idealismus in den Bereich des wissenschaftlichen Realismus verlagert; es ist nicht mehr nur eine ethische Frage, es ist eine praktische Lebensfrage geworden, mit der sich die Massen, deren Sein oder Nichtsein dabei auf dem Spiel steht, auseinandersetzen müssen.“ So urteilt über die neue Weltsituation ein Mann, der zeit seines Lebens Soldat war, gewissermaßen aus Beruf.

Was sich heute an den Randgebieten der Weltpolitik abspielt, wird sehr bald vergehen. Mehr und mehr schaltet der Krieg als brauchbares Mittel zur Regelung internationaler Streitigkeiten aus. Es sind gute Stunden der

Weltpolitik, in denen die Gefangenen heimkommen. Sie kommen in eine Welt zurück, die auf dem Wege ist, den Krieg zu ächten, um damit den Weg frei zu machen, daß in Zukunft keine Menschen mehr in die Hölle des Krieges und in die Fegefeuer der Gefangenenlager hineingetrieben werden. Die Befreiung von Armut und Unterdrückung steht an Stelle des Krieges auf der Tagesordnung.

Vielleicht haben die Russen nicht ohne Grund die Generale als erste Gefangene zurückgesandt. In der Rangordnung der Notwendigkeiten rangieren sie an letzter Stelle. Wichtiger sind die verführten Landser, die hoffentlich bald in ihren eigentlichen Berufen wieder Arbeit finden. Es ist nicht zu erwarten, daß sie nach ihren Erfahrungen in Krieg und Gefangenschaft den „Beruf“ des Soldaten besonders lieb gewonnen haben.

## Pack die Baskenmütze ein!

Wir begannen in der vorigen Nummer mit einer Reportage über die politischen Verhältnisse im Saargebiet. Auf Grund der nachstehenden Erklärung des Bundesvorstandes des DGB sehen wir uns gezwungen, die weitere Behandlung des Themas abzubrechen.

(Redaktion)

Der Abstimmungskampf zwischen Frankreich und Deutschland über das Statut der Saar ist in vollem Gange. Die Bevölkerung des Saargebietes ist durch die politischen Parteien des Saarlandes aufgerufen, sich für oder gegen das Statut auszusprechen.

Das Statut enthält Bestimmungen über die künftigen wirtschaftlichen Bindungen des Saargebietes. Diese Bestimmungen finden vor allem wegen der wirtschaftlichen Folgen und wegen der in einem auf dem Statut beruhenden Wirtschaftsvertrag vom 3. Mai 1955 festgelegten Einschränkungen des freien Tarifrechts im Saargebiet die Ablehnung der schaffenden Menschen an der Saar.

In ihrer Sorge um die möglichen wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen des Saarstatuts und um die organisatorisch politischen Verhältnisse bei den Gewerkschaften des Saargebietes haben sich verschiedentlich Gewerkschafter aus dem Saargebiet an den DGB gewandt und um seine Stellungnahme gebeten.

Hierzu stellt der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes fest, daß die Entscheidung über die Zukunft des Saargebietes und über die Mitgliedschaft bei einer bestimmten Gewerkschaft ausschließlich eine Angelegenheit der Bevölkerung des Saargebietes ist.

Mit dieser Feststellung tritt er auch Behauptungen der saarländischen und ausländischen Presse, die von einer Einmischung des DGB berichtet haben, entgegen. Allerdings erklärt der DGB, daß er für die berechtigten Sorgen eines großen Teils der saarländischen Arbeitnehmer volles Verständnis hat und daß er es versteht, wenn diese Arbeitnehmer das Saarstatut wegen seiner Folgen ablehnen.

## Ein paar nobel hingestrene Tote

... mit viel Begeisterung im Gesicht

Der Versuch, im Geschichtsunterricht neue Wege zu gehen und geschichtliche Ereignisse jungen Menschen in leichtfaßlicher Form nahezubringen, ist durchaus begrüßenswert. Der Herba-Verlag (Plochingen) ist solche Wege gegangen und ist hierbei auf äußerst gefährliche politische Abwege geraten. Die von dieser Verlagsanstalt herausgegebenen „Sammel-Bilder-Werke“ können beim besten Willen nicht als Beitrag zu einer demokratischen Erziehung gewertet werden, sondern sie werden — gewollt oder ungewollt — dazu beitragen, den Geist der Intoleranz und die Begeisterung für den Krieg bei jungen Menschen zu fördern.

In der bildlichen Darstellung der deutschen Geschichte wimmelt es nur so von Uniformen, doch kommt bei der Herbaschen Geschichtsauffassung in dieser Hinsicht auch die jüngste Vergangenheit nicht zu kurz. Nur die Uniformen der Männer des 20. Juli 1944 fehlen „zufällig“. Ebenso „zufällig“ ist es auch, daß der Zeit der Weimarer Republik, der Zeit des demokratischen Aufbaues Deutschlands, nur ein Bildchen mit einem nichtssagenden Text gewidmet ist. Hingegen werden der Ära des Dritten Reiches und der nationalsozialistischen Machtergreifung bedeutend mehr Platz eingeräumt. — Diese Zeit von Deutschlands moralischem Niedergang wird den jungen Menschen mit Hilfe von neun Bildern vermittelt. Auf einem Bild, das eine Panzerparade vor Hitler zeigt, finden wir die folgende „demokratische“ Belehrung:

„Als Hitler den Angriff auf Polen begann, erklärten die Westmächte den Krieg. Die überlegenen deutschen Armeen errangen zunächst große Erfolge. Der Polenfeldzug endete nach 18 Tagen mit der Vernichtung des polnischen Heeres und der Einnahme von Warschau.“

Auf Bild Nr. 190 sehen wir den „Vormarsch der Wehrmacht im 2. Weltkrieg“. Und auch hier werden im Begleittext Hitlers Angriffskriege mit folgenden Worten kommentiert:

„Bis 1941 war die deutsche Wehrmacht in dauerndem Vorgehen begriffen und wurde Herr über Dänemark, Norwegen, Belgien, Frankreich, Jugoslawien, Griechenland und weite Gebiete von Rußland. Die Schlacht um Stalingrad brachte die katastrophale Wendung.“

Im Zuge dieser erstaunlichen demokratischen Erziehung werden im Buntdruck Hitler, Göring und Goebbels gezeigt, ohne daß ernsthaft auf deren verbrecherische Rolle, die sie für Deutschland und die Welt spielten, hingewiesen wird. Zaghaft wird z. B. Dr. Goebbels als skrupelloser Propagandist bezeichnet, doch wird dadurch die Grundeinstellung dieser geschichtlichen Darstellung keineswegs beeinflusst, denn diese kommt unbestreitbar darin zum Ausdruck, Kriege als naturnotwendig darzustellen und zu beweisen, daß die Zeit der demokratischen Entwicklung in Deutschland nach 1918 nicht des Bildes wert ist und daß das Dritte Reich „zunächst die Bewunderung der ganzen Welt“ erregte.

Die Bilder des Herba-Verlages dürften sich auch als Exportartikel bewähren. „Die Osterreichische Furche“ beschäftigte sich in ihrer letzten Ausgabe ebenfalls mit den Herba-Erzeugnissen. Sie wurden in Osterreich als Reklame den Kaugummipackungen beigegeben. Das angesehene katholische Wochenblatt kommentierte diese kriegerische Kaugummipropaganda mit folgenden Worten:

„... Eines dieser Bildchen zeigt in heroisch-naturalistischer Manier zwei deutsche Soldaten, die sich, Handgranaten im Gürtel und Drahtscheren in Händen, durch einen Drahtverhau arbeiten. Auf der Rückseite steht näheres: »Große Geschicklichkeit erforderten solche Unternehmungen und viel, viel Mut zur Durchführung...«

Die Herba-Bildchen werden als »schön, nützlich, wertvoll, unvergänglich und preiswert« angepriesen. Eines ist auch dem Heldenod gewidmet. Es zeigt ein paar nobel hingestrene Tote, etwas Blut und viel Begeisterung im Gesicht...“

Auf eine Stange Kaugummi kommt eine bildliche Portion Kriegspropaganda und Kriegsvernedlichung in Farbendruck. — Deutsche Herba-Bildchen werden von einer österreichischen Firma amerikanischem Kaugummi beigegeben, und da soll es jemand wagen zu behaupten, daß die Völkerverständigung keine Fortschritte macht...

Kurt Hirsch

10 Jahre  
neue Deutsche Gewerkschaften

10 Jahre Arbeit-Aufbau

10 Jahre Erfolg-Aufstieg





## Vom Dixie-Keller . . .

Text C. Wolfgang Müller - Bild Ulrich Blumenschein

„Die Eierschale“ heißt das Kellerlokal am Berliner Breitenbachplatz. Es könnte aber auch „Heringsfaß“ heißen. Wie Heringe ins Faß gepackt, stehen nämlich hier die Besucher neben- und übereinander. Zumal wenn Jam-Session ist. Und Jam-Session war, als unser Reporter Ulrich Blumenschein in der „Eierschale“ einkehrte. Berlins Amateur-Dixieland-Bands zeigten, was sie konnten. Posaunen schmetterten, Blues-Klarinetten jubilierten, und die Gäste — keiner älter als 25 Jahre — waren begeistert. Sie tobten allerdings nicht wie Betrunkene. Trunken ist die Jugend in Berlins „Eierschale“ nicht. Scharlach- oder Underberg kann sie sich nicht leisten. Abwartend und kritisch lauscht sie nur den Combos. Und vor jeder Coca-Cola zählt sie die Groschen. Ulrich Blumenschein und Wolfgang Müller sprachen mit Eierschalen-Besuchern . . .

**Hans-Peter, 24 Jahre alt**, Jurastudent im 4. Semester (links), sagte: „Marschmusik? Sehen Sie, da müssen Sie zwischen amerikanischen und deutschen Märschen unterscheiden. Im Dixieland, den wir hier spielen, drückt sich im alten Viervierteltakt das vorwärtsdrängende Lebensgefühl des amerikanischen Negerproletariats aus. Im deutschen Marsch aber . . . na, schweigen wir lieber davon . . .“ — Hans-Peter spielte früher die üblichen Tingeltangel-schläger. Doch dann beschäftigte er sich mit dem legendären französischen Klarinettenisten Sidney Bechet und fing an, Jazz als Hausmusik zu betreiben. Heute ist er einer der besten Jazz-Klarinettenisten Berlins. — Harald (rechts), 19 Jahre, Färber und „Stachelbeere“ genannt, ist dagegen nur Jazz-Fan. Er sagte: „Ich bin jeden Montag und Donnerstag hier. Es ist billig, und die Jungen spielen Musik, die 'ne Wucht ist. Das gefällt mir sehr gut.“

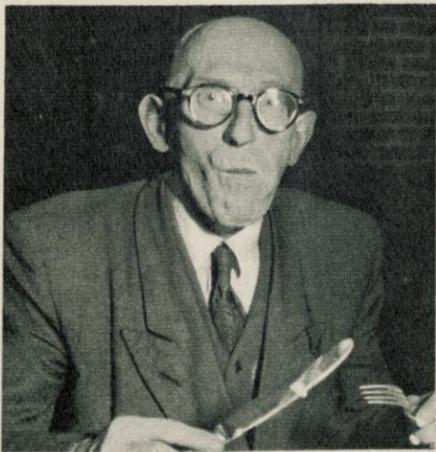


**Katja, 17 Jahre alt**, Oberschülerin (rechts), hält auch nichts von zackigen Märschen. „Gar nichts!“ sagte sie unserem Reporter. „... oder noch weniger, wenn Sie es genau wissen wollen!“ Sie geht ebensooft wie der 19jährige Färber Harald in die „Eierschale“. Manchmal bringt sie sogar ihren Vater mit. Und Vater und Tochter haben die Atmosphäre im Keller am Breitenbachplatz gern. Katja meinte: „Da liegt soviel jugendlicher Optimismus drin. Nichts ist »Mache«. So natürlich wie die Musik ist, so natürlich geht's auch zwischen Jungen und Mädeln zu. Und hier habe ich meinen »Ollen«, meinen Vater, zum Jazzfreund gemacht. Seitdem er mit mir in der »Eierschale« war, verstehen wir uns viel besser. Wir haben sogar mehr Spaß an unserer Hausmusik. Daheim spielen wir allerdings Chopin, Beethoven, Hindemith und Strawinsky. Von denen ist's gar nicht weit zum reinen Jazz.“



## . . . zur 08/15-Kantine

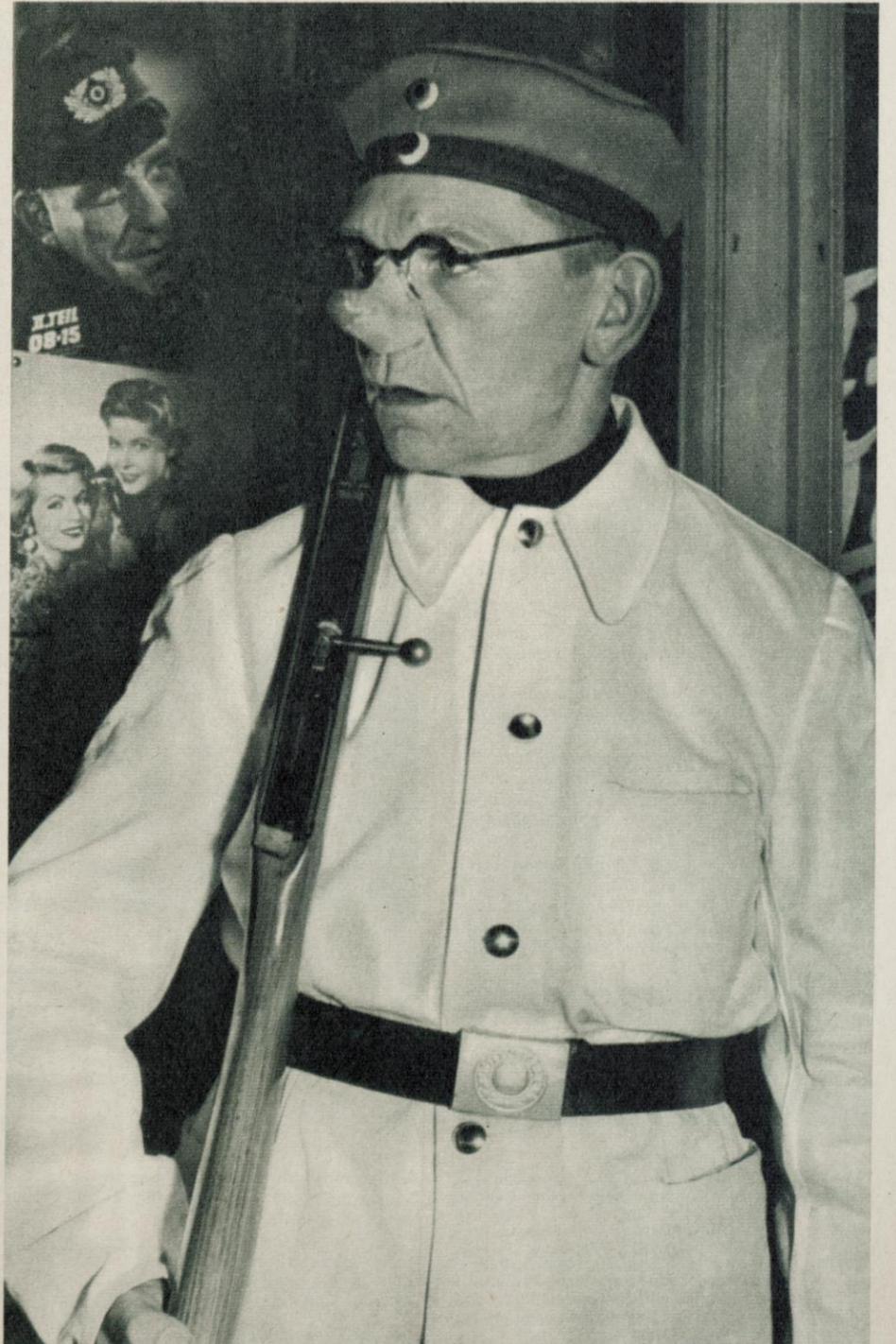
„08/15-Kantine“ heißt ein anderes Restaurant in Berlin am Nollendorferplatz. „Heringsfaß“ aber kann man es nicht nennen. Unter einem überlebensgroßen Bild von Lilli Marlen im Kostüm der Kronprinzessin Cecilie versammeln sich nur wenig Besucher. Jugendliche sind überhaupt nicht darunter. Eine drilllichuniformierte Vier-Mann-Kapelle intonierte gerade den „Westerwald“, als Blumenschein und Müller eintraten. Ein Gast kommandierte dem Kellner „Hinlegen“. Der Gast sah aus wie ein Handelsreisender mit Hauptfeldwebelkomplex und der Kellner in Drilllich-jacke und Krätzchen wie Schütze A . . . Hierhin nimmt kein Mädchen seinen Vater mit, sondern der Herr Spieß a. D. zeigt höchstens seiner gruselnden Gattin lachend den vergitterten „Knast“ und die Hinweisschilder zur „Latrine“, „Zum Kammerbullen“ und zum „Offizierskasino“ . . .



**Richard, 60 Jahre alt**, gelernter Kaufmann (rechts) und mit Familiennamen Kirst — ja richtig „Kirst“, der Onkel vom bekannten Schriftsteller Hans Hellmut Kirst nämlich —, steht mit Wehrmachtkeppel und Pappnase angetan vor der 08/15-Kneipe als Portier auf Posten. Nach der „Wachablösung“ erzählte er auf der 08/15-Bühne Anekdoten aus Deutschlands „großer Zeit“. „Es war zum Weinen“, meinte Wolfgang Müller, „... aber die paar Männchen hinter den Maßkrügen lachten sich die Lunge aus dem Hals.“ — Auch Paul, 56 Jahre alt und Diplomkaufmann (links), unterbrach sein Abendessen und grölte über die dummen Witze. „Ich war mit Leib und Seele Soldat“, sagte er, als ihn Blumenschein später blitzte. „... und schon dreimal war ich hier. Hier kann man sich doch endlich mal ordentlich amüsieren. Und mit Politik hat det Janze doch nicht zu tun. Ich komme gern wieder.“



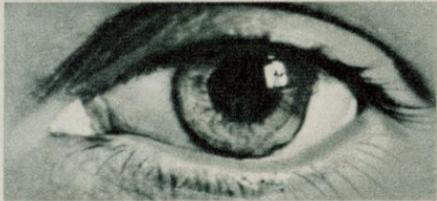
**Jochen, Anfang dreißig**, Versicherungskaufmann (links), ehemaliger Melder bei der Bären-division und angeblich auch Ritterkreuz-träger, erzählte unseren Reportern, ohne daß sie es wissen wollten: „Ich stehe sehr weit rechts . . . Und 08/15, die Kneipe hier, det ist 'ne dolle Sache. Da könn' Se sagen, wat Se wolln, det liegt im Deutschen drin und is eben nich rauszukriejen. Und die Gewerkschaften können so viel Krawall machen, wie se wolln!“ Auf die Arbeiter war Jochen überhaupt nicht gut zu sprechen. Sie wären doch nur Plebs, und auf den könne man nur spuken. Und von der Jugend in der „Eierschale“ hält Jochen sicher auch nicht viel. Ihr fehlt die harte Erziehung in der „Großdeutschen Wehrmacht“, sie widerspricht außerdem Jochens Theorie von den Deutschen. Wie kann man nur . . . Jazz! Nein! Uns ist Jazz aber lieber als „Westerwald“ und „Heidemarie“.



**SCHMEISSER** Der jahrelang schwebende Beleidigungsprozeß, den Bundeskanzler Adenauer, Botschafter Blankenhorn und Generalkonsul Reifferscheidt gegen den Journalisten Hans Konrad Schmeißer und den SPIEGEL angestrengt hatten, wurde vor seiner Eröffnung praktisch beendet. Die Angeklagten erklärten, sie hätten niemand beleidigen wollen, und die Kläger zogen ihre Strafanträge zurück. Ob Adenauer tatsächlich Verbindungen zum französischen Geheimdienst hatte, der ihn bei einem eventuellen Einmarsch der Russen in Sicherheit bringen wollte, wird ungeklärt bleiben, falls die diesbezügliche Große Anfrage der SPD im Bundestag nicht neue Aufschlüsse bringt.

— Unser Bundeskanzler hat Routine in politischen Prozessen: Hat er selbst jemand verleumdet, so ist er „Schwindlern aufgefressen“; wurde er dagegen verleumdet, interessiert ihn die Wahrheit auch nicht weiter — falls ihn niemand beleidigen wollte!

**BELEIDIGT** Boykottiert hat Frankreich die UNO-Vollversammlung, nachdem diese mit 28 gegen 27 Stimmen bei fünf Enthaltungen beschlossen hatte, das Algerienproblem auf die Tagesordnung zu setzen. Da Algerien nach der französischen Verfassung staatsrechtlich zum Mutterland gehört und die UNO sich in die inneren Probleme ihrer Mit-



gliedstaaten nicht einmischen darf, verstößt dieser Beschluß tatsächlich gegen die UNO-Satzungen. Praktisch behandelt Frankreich das Gebiet aber wie eine Kolonie, und die Auseinandersetzungen mit den algerischen Rebellen nehmen immer mehr die Form eines regelrechten Krieges an.

— Und wenn man selbst seine Angelegenheiten nicht zu regeln versteht, darf man sich nicht wundern, daß man entmündigt wird.

**MEUTEREI?** Nachdem bereits vor kurzem 400 französische Rekruten auf dem Pariser Gare de Lyon gegen ihren Abtransport nach Marokko manifestiert hatten, hielten jetzt erneut 300 Rekruten in der Kirche Saint Severin in Paris einen Gottesdienst ab und protestierten anschließend mit Flugblättern gegen ihren Nordafrikaeinsatz. In dem Flugblatt heißt es: „Wir können es mit unserem Gewissen nicht vereinbaren, für eine Sache zu kämpfen, die nicht die Sache Frankreichs ist, sondern nur die bestimmter Interessentengruppen. Der Soldat muß aber wissen, wofür er kämpft und daß er für eine gerechte Sache kämpft.“

— Aber in Frankreich wußte man auch keinen besseren Ausweg, als diese Manifestationen zu unterdrücken und „die Rädelsführer zur Verantwortung zu ziehen“. Wahrscheinlich haben die „Meuterer“ die Zeichen der Zeit, die eine Kolonialpolitik nicht mehr duldet, besser verstanden als die Politiker.

**EISENHOWER** Die Krankheit des amerikanischen Präsidenten hat nicht nur in die Innenpolitik der Vereinigten Staaten, sondern in die gesamte Weltpolitik ein Element der Unruhe hineingetragen. Selbst in der Sowjet-Union wird das zeitweilige Ausfallen Eisenhowers und sein wahrscheinlicher Verzicht auf eine zweite Präsidentschaftskandidatur mit echter Besorgnis betrachtet. Überall wird die ausgleichende Wirkung Eisenhowers auf einige gefährliche Tendenzen der US-Politik hervorgehoben. In gewisser Weise sei es nur ihm zu verdanken, daß sich die Vereinigten Staaten zu einem positiven Mitmachen bei der Politik der Entspannung bereit gefunden hätten.

— Woraus man nun allerdings auch wieder nicht schließen sollte, daß Generale grundsätzlich die besseren Friedenspolitiker seien.

**BRAVO!** Während der Milchstreik überall erfolgreich im Gange ist, hat das Landgericht Stuttgart einen Antrag der Württembergischen Milchverwertung zurückgewiesen, nach dem durch den Erlaß einer einstweiligen Verfügung vier Betriebsräten untersagt werden sollte, ihre Belegschaftsmitglieder weiterhin zum Milchstreik aufzurufen. Der Milchstreik sei eine Boykottmaßnahme, die nicht rechtswidrig sei. Sie richte sich gegen die milchwirtschaftlichen Verbände, die eine Erhöhung des Milchpreises propagierten. Dagegen müsse sich der Verbraucher zur Wehr setzen können.

— Es gibt also noch Richter, die sich weigern, das Grundgesetz nur im Interesse reaktionärer Bestrebungen auszulegen!

## Signor Saccini verflucht sein Glück

Von Percy Eckstein

An der Ecke der Via Milano und der Via Garibaldi in Turin gibt es eine kleine Espresso-Bar. Ihr Inhaber ist ein etwa fünfundvierzigjähriger untergesetzter Mann, dessen Gesicht beinahe stets einen griesgrämigen, tief verbitterten Ausdruck zeigt. Man kann das verstehen, denn vor ein paar Monaten haben ihn seine Frau und seine beiden Töchter verlassen. Außerdem ist gegen ihn ein Strafverfahren wegen Gattenmißhandlung anhängig, von einem Ehescheidungsprozeß und Alimenterforderungen gar nicht zu reden, die seine Frau gegen ihn angestrengt hat.

Bei all diesem Kummer steht er mutterseelenallein auf der Welt da. Freunde hat er keine, denn er mißtraut jedem, der sich ihm mit einem freundlichen Wort zu nähern sucht; sogleich vermutet er bei dem anderen irgendwelche eigennützigen Hintergedanken. Abends, wenn er seine Bar zugesperrt hat, macht er sich tief vergrämt auf den Heimweg in seine menschenleere Wohnung, um sich dort mit einer Hand ein freudloses Essen zuzubereiten.

Wer diesen Mann, Nicola Saccini mit Namen, heute sieht, wird niemals auf den Gedanken kommen, es hier mit einem Auserwählten des Glücks zu tun zu haben; und doch galt Saccini vor noch nicht einmal einem Jahr als solcher und wurde von Millionen seiner Landsleute glühend benedictet. Damals nämlich erzielte Saccini den höchsten Gewinn im Fußballtoto, den es in Italien jemals gegeben hat: 245 Millionen Lire, beinahe zwei Millionen D-Mark oder Schweizerfranken.

Die Zeitungsreporter, die Nicola Saccini anläßlich seines sensationellen Gewinns interviewten und spaltenlang über sein bisheriges Leben und über seine Zukunftspläne berichteten, waren sich einig, daß Saccini sein Glück mit wahrhaft philosophischer Weisheit und bewundernswürdigem Gleichmut aufgenommen hatte. Weit davon entfernt, sich durch das erstaunliche Ereignis aus der Fassung bringen zu lassen, erklärte er allen, die es hören wollten: „Ich habe mein Leben lang gearbeitet und werde es auch weiterhin tun!“

Und wirklich: Wenige Stunden, nachdem er von seinem großen Glück erfahren hatte, stand er bereits wieder mit seiner Frau an der

fürten genau das gleiche Leben weiter, das sie bis dahin geführt hatten, höchstens, daß sie sich ein bißchen mehr von den kleinen Annehmlichkeiten des Daseins vergönnten. Und wenn Signor Saccini seine ältere Tochter, die dreißendzweiährige Luisa, aufforderte, ihre Stellung bei den Fiatwerken aufzugeben, so tat er dies mehr aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung als aus innerer Überzeugung.

Dennoch ist man versucht, an die alten Überlieferungen vom Neid der Götter zu denken, wenn man hört, was im Laufe eines einzigen Jahres aus der Familie Saccini geworden ist. Alle Vorsicht Nicolas half nichts — ja vielleicht ist gerade sie es gewesen, die die Katastrophe herbeiführte.

Wie in so ziemlich jeder Familie hatte es auch bei den Saccinis gelegentlich Meinungsverschiedenheiten gegeben. Seit dem großen Totogewinn aber nahmen diese immer mehr überhand und steigerten sich zu früher nie erlebter Heftigkeit. Es wird wohl so gewesen sein, daß Saccinis Frau und Töchter sich von den veränderten materiellen Verhältnissen eine radikale Verbesserung ihrer Lebensweise erhofft hatten und über die ablehnende Haltung des Familienvorstandes, der von Aufwand jeglicher Art nichts wissen wollte, in wachsender Empörung gerieten.

Wie immer dem auch gewesen sein mag, jedenfalls kam es an einem Abend vor etlichen Monaten im Hause Saccini zu einem geradezu fürchterlichen Krach, der die ganze Nachbarschaft in Aufruhr versetzte. Offenbar blieb es nicht nur bei bösen Worten, denn zuletzt verließ Signora Saccini mit den beiden Töchtern die Wohnung und begab sich ins Krankenhaus, wo sie sich einige Verletzungen behandeln ließ. Sie kehrte nicht wieder zu ihrem Mann zurück.

Seither haben die Anwälte in Sachen Saccini zu tun. Die Signora brachte eine Klage auf Alimentierung ein, und Nicola muß jetzt monatlich 150 000 Lire an sie bezahlen. Außerdem beantragte sie die gesetzliche Trennung der Ehe. Auf ihre Klage wegen Mißhandlung hat Signor Saccini mit einer Gegenklage geantwortet, in der er seinerseits gegen seine Frau die schwersten Vorwürfe erhebt.



Espressomaschine in der Bar an der Ecke der Via Milano — ganz so, als ob überhaupt nichts vorgefallen wäre.

Auch späterhin tat Saccini nichts von alledem, was andere, plötzlich reich gewordene Leute zu tun pflegen. Weder vertauschte er seine bescheidene Wohnung mit einer Luxusvilla, noch schaffte er sich ein Auto an. Die Saccinis

Aber Signora Saccini will sich nicht mit Alimenter zufrieden geben, sondern beansprucht obendrein die Hälfte des berühmten Totogewinnes für sich. Denn, so erklärt sie, die Bar ihres Mannes sei seinerzeit in gemeinsamer Arbeit von beiden Eheleuten gegründet und betrieben worden. Signor Saccini aber habe die 150 Lire, mit denen er damals im Fußballtoto setzte, aus der Geschäftskasse ge-

nommen, die zur Hälfte Eigentum der Frau gewesen sei; folglich habe sie Anspruch auf den halben Gewinn. Nicht genug damit, wollen auch die Töchter von ihrem Vater Geld — die eine mit der Begründung, auch sie habe lange Zeit in der Bar mitgearbeitet und sei daher ebenfalls als Miteigentümerin anzusehen, die andere unter Berufung darauf, daß der Vater sie veranlaßt habe, ihre Stellung bei den Fiatwerken aufzugeben und daß er deshalb jetzt für sie sorgen müsse.

So darf man wohl mit gutem Recht sagen, daß jener berühmte Gewinn, um den einst halb Italien Herrn Saccini benedictete, ihm selber wenig Freude gebracht hat, und es ist kein Wunder, wenn er heute täglich und stündlich das Glück verflucht, das seinen häuslichen Frieden zerstört und ihn zu einem einsamen, freudlosen Mann gemacht hat.

## Dichter auf dem Laufsteg

Von John Steinbeck

Noch nie hatte ich so etwas gesehen wie die Kirmes am Etoile in Paris: Tausende standen im Regen, um einige hundert Berühmte und weniger Berühmte zu sehen.

Man hatte mich aufgefordert, mich zu den Schriftstellern zu setzen, um Bücher und Autogrammalben zu signieren. Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte, aber sicher nicht das, was geschah. In Amerika spielen Schriftsteller eine ziemlich geringe Rolle auf der nationalen Bühne. Niemals wird ein Autor aufgefordert, an irgend etwas teilzunehmen, weil ihn und den Leser nur wenig Persönliches verbindet. Hin geleitete mich ein Junge, der ein großes Schild mit meinem Namen vor sich hertrug, durch ein Meer von Menschen. Es war traumhaft. Plötzlich stand ich in der Nähe eines Mikrophons, der Ansager beschrieb gerade ein Wesen von solcher Schönheit und solcher Größe, daß ich mir wünschte, diese makellose Vollkommenheit kennenzulernen. Am Ende der Lobpreisung hörte ich meinen Namen. Er hatte über mich gesprochen. Schade, daß er nicht vor einigen amerikanischen und britischen Kritikern sprach, deren Meinung über mich ausgesprochen unfreundlich ist. Ob nun des Ansagers Beurteilung meiner Bücher zutrifft oder nicht, mir gefiel sie. Ich wurde über einen langen erhöhten Laufsteg geführt, unter mir tausend erhobene Gesichter. Es gab Applaus und Zurufe. Zum erstenmal im Leben stand ich vor einer Zuhörerschaft. Es ist beängstigend und angenehm zugleich. Ich glaube, es kann gefährlich werden. Man könnte Spaß daran finden. Aber bald stellte sich mein natürliches Gleichgewicht wieder her. Deutlich vernahm ich Pfiffe. Und ich erinnerte mich, daß im vergangenen Jahrhundert französische Schriftsteller, die in Paris ausgepiffen wurden, sich in einem Klub zusammenschlossen, Turgenjew hatte um Mitgliedschaft gebeten und war zurückgewiesen worden: Paris hatte ihn nicht ausgepiffen. Vergeblich protestierte er: In Moskau und in Paris habe man ihn mit Steinen geworfen. Das wurde nicht anerkannt. Wer nicht in Paris ausgepiffen wurde, galt nicht. Jetzt wurde ich in Paris ausgepiffen und war stolz darauf.

Schließlich erreichte ich die Jahrmaktbude der Schriftsteller. Da saßen sie nun, die großen und guten Autoren Frankreichs. Man machte Platz für mich. Was dann folgte, war eigentlich unfassbar. Eine endlose Schlange von Menschen jedes Alters und jedes Standes bewegte sich an uns vorbei, kaufte Bücher und bat um unsere Unterschrift. Für viele war es eine große Ausgabe, ein Opfer. Gibt es ein größeres Kompliment für einen Schriftsteller? Da waren junge Mädchen mit Sommersprossen und hellen blauen Augen. Sie lachten, wenn ich sie nach ihrem Namen fragte und ihn radebrechte. Alte Frauen warteten geduldig und schoben die bereits aufgeschlagenen Bücher hin. Soldaten gingen mit Büchern und Autogrammeheften vorbei. Einer, ein Fallschirmjäger, gab mir ein Stück tarnfarbener Seide als Gegengabe für meine Unterschrift. Ich versuchte etwas Persönliches in die Bücher zu schreiben. Und dann begannen die Leute von sich zu erzählen: „Dies ist meine Tochter, sie heiratet nächste Woche.“

„Meine Mutter konnte nicht kommen, sie ist krank. Würden Sie ihr das Buch widmen?“

„Ich bin Dichter, aber unbekannt.“ „Bis jetzt“, antwortete ich. In kurzen Abständen donnerte draußen der Beifall der Menge vor dem Laufsteg, auf dem die Berühmtheiten vorgestellt wurden. Ich hätte so gern gewußt, wer da draußen gefeiert wurde. Aber ich konnte die Schlange nicht verlassen, die vor mir stand. Dann sagte eine Dame in der Jahrmaktbude: „Sie müssen sehr müde sein.“ Vier Stunden waren verfliegen. Ich war kein bißchen müde. Ich hatte gar nicht bemerkt, wie die Zeit verging. Natürlich war dieses ganze Erlebnis schmeichelhaft, aber es war noch mehr. Ich werde die Empfindungen und die Gesichter nicht vergessen.

(Autorisierte Übersetzung)

Foto Willy Ronis: Seinebrücke

**AUFWARTS** Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilh. Biedorf. Verantwortl. Schriftleitung: Hans Dohrenbusch. Graphische Gestaltung: Willy Fleckhaus. Telefon 8 04 81. AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post viertelj. 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg in Köln.

rau  
auf  
llen  
die  
nge  
her  
die  
ter  
iat-  
etzt

laß  
alb  
ber  
ein  
ich  
en,  
n,

e  
n  
d

n  
s  
s  
r



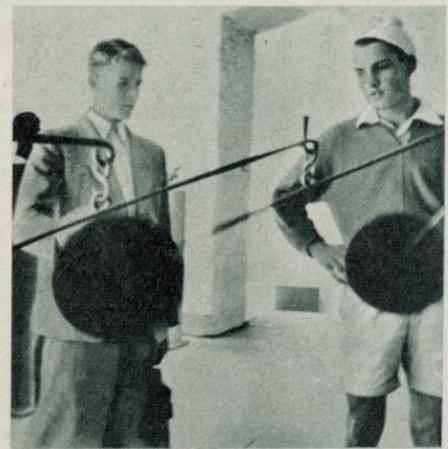
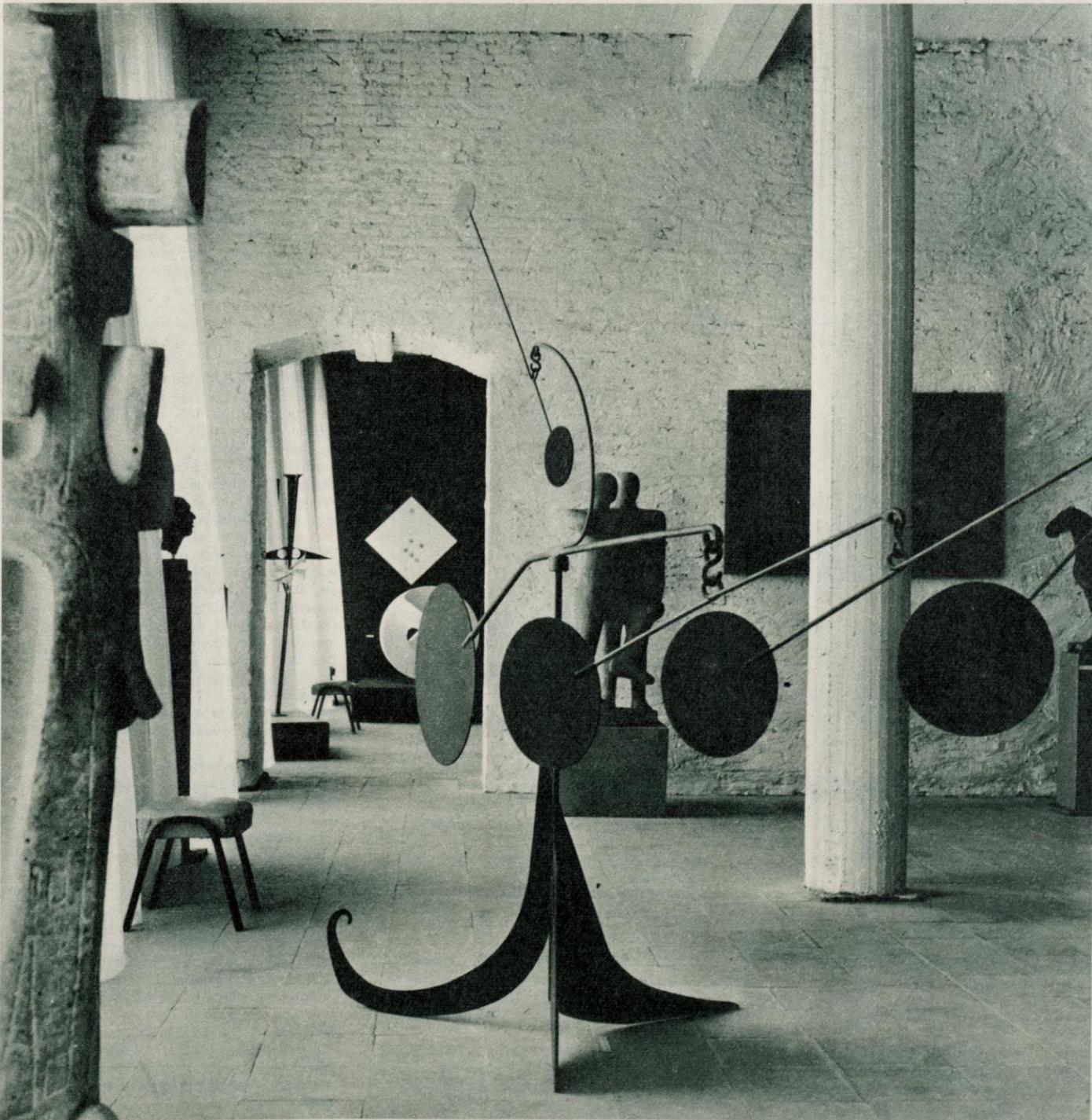
## Im Irrgarten der Kunst

Junge Menschen finden sich aber gut zurecht - Fotos: Maywald (3), Jacoby (2)

Das europäische Kunstereignis dieses Sommers war die Ausstellung „DOCUMENTA — Kunst des XX. Jahrhunderts“ in Kassel. Der Maler Paul Bode hatte die Idee, in dem halbzerstörten, klassischen Bau des „Fridericaneums“ am Kasseler Friedrichsplatz die Entwicklung der modernen Malerei und Plastik lückenlos zu zeigen. Die Idee zündete. Eine Handvoll Kulturfreunde gründete eine „Gesellschaft für abendländische Kunst des XX. Jahrhunderts“ und trug die kostbaren Werke aus Museen und von Privatsammlern zusammen. Dieser persönlichen Initiative von ein paar Männern verdankt die Mittelstadt nahe der Zonengrenze eine Kunstschau mit 100 000 Besuchern. Menschen jedes Alters, aller Bevölkerungsschichten, Menschen aus West- und Ostdeutschland, aus allen Ländern Europas und Übersee sahen die große „DOCUMENTA“.



Inge, die Schneiderin (ganz oben), sagte vor den abstrakten Kompositionen des deutsch-holländischen Malers Vordemberge-Gildewart unserem Reporter: „Hier habe ich viel gelernt.“ Die kunstbegeisterte Schwester (Mitte links) deutete ihren Schülerinnen ein Bild von Picasso. Und Hanna, die Stenotypistin (oben) stand lange vor einem Bild des Italieners Campigli. Sie erlebte zum erstenmal Kunst!



Arno und Herbert waren mit ihren Fahrrädern nach Kassel gekommen. Staunend betrachteten die Schlosserlehrlinge eine Eisenplastik des Amerikaners Calder. Immer wieder tippten sie an die farbigen Platten, damit sie sich zitternd und raumgreifend bewegten. Solche Kunstwerke sind ungewöhnlich. Ungewöhnlich war auch die ganze Ausstellung. Begeistert, schockierend: Kunst unseres 20. Jahrhunderts.

# Der verhinderte Diktator

Von Martin Togger

Die Frühaufsteher rissen erstaunt die Augen auf, als sie vor der Residenz ihres Präsidenten vom Bürgersteig gejagt wurden.

Bald wußte es die ganze Stadt. Der Präsident war gefangen. In der Nacht war General Busto mit seinen Soldaten in die Residenz eingedrungen und wollte sich von seinen Offizieren zum Diktator des Landes ausrufen lassen. In den Cafés der Hauptstadt drängten sich Beamte, Polizisten, Briefträger, Hafenarbeiter, Zeitungsjungen und Geschäftsleute, bestellten sich einen Cana, einen Schnaps, und unterhielten sich aufgeregt über die neue Lage.

„Was machen wir?“ rief ein Gemüsehändler.

„Nichts!“ antwortete gelassen ein Telegraphist in Uniform, nahm einen Schluck Kaffee und lachte. „Wenn wir eine neue Regierung haben, verliere ich sowieso meinen Posten. Warum soll ich dem General helfen?“

„Bravo!“ rief ein Polizist. „Ich ziehe meine Uniform aus und helfe meinem Schwiegervater in seinem Zigarrenladen.“

„Und ich bin kein Mädchen, das diesem krummbeinigen General schöne Gesichter schneidet“, erklärte Señor Independiente, der Jefe der Radiostation.

„Bravo, Jefe!“ rief Señor Buenafuente, der Abteilungsleiter des Wirtschaftsministeriums. „Soll der hergelaufene Diktator sehen, wie er mit seinen Offizieren Handelsverträge hereinholt... Ich mache wieder mein eigenes Büro auf. Spätestens morgen nachmittag.“

General Busto, der neue Diktator, wies seinen Adjutanten an, über alle Sender dem Lande in zehn Minuten seinen Regierungsantritt bekanntzugeben.

„Es imposible! Unmöglich!“ murmelte sein Adjutant. „Kein Mensch befindet sich in der Radiostation.“

„Como?! Wie?“ brüllte der General. „Kein Mann läßt sich sehen“, wiederholte der Adjutant und zuckte mit den Schultern. „Die Männer stehen in den Cafés und Bars umher und diskutieren... In der Post befindet sich nicht ein Briefträger. Im Telegrafenamts sitzt niemand...“

„Lassen Sie meine Flugblätter verteilen“, unterbrach ihn der Diktator.

„Aber wie? — Ich kann doch nicht unsere Soldaten auf den Straßen Flugblätter verteilen lassen.“

„Dieses Mistland!“ schrie der General wut-schnaubend.

„Es ist mein Vaterland, wie es Ihr Vaterland

ist, mein General“, sagte der Adjutant, sich aufrichtend.

„Schon gut“, murmelte der General, „aber was ist zu tun?“

„Nichts! Kehren wir in unsere Kasernen zurück, mein General.“

„Was! Ich werde Befehl geben, die Faulenzer erschießen zu lassen!“

„Aber auf den Straßen ist kein Mensch, mein General.“

Der General starrte auf den leeren Platz der Republik. War er nicht an der Macht? Hatte er nicht den Präsidenten gefangen? Verkrochen sich nicht alle vor ihm? Aber wie sollte er regieren, wenn er noch nicht einmal der Welt bekanntgeben konnte, daß er Diktator des Landes sei?

Am Abend ließ er durch seine Flieger Flugblätter über der Hauptstadt abwerfen. Man hob sie auf, lachte und ließ sie wieder auf das Pflaster fallen. Niemand kam zur Arbeit.

In der Nacht marschierten die Truppen des Generals in aller Stille ab. Im Morgengrauen rollte sein Auto über die Grenze...

Am frühen Morgen sprach der Präsident der Republik über alle Sender: „Amigos! Freunde! Wie echte Patrioten habt ihr gezeigt, daß in

unserem Land die bewaffnete Gewalt keine Macht über uns gewinnen kann.“

Eine Stunde später verließ der Briefträger Gonzales mit einem großen Packen das Postgebäude.

„Entschuldigen Sie, Señora“, sagte er zur Frau des Zigarrenhändlers, „aber gestern konnte ich nicht kommen. Sie wissen ja, dieser verrückte General. Wir mußten die Post schließen.“

„Ja, er muß verrückt gewesen sein“, meinte Frau Perez. „Wir hatten auch unseren Laden zugemacht. Mein Mann saß nebenan im Café und besprach sich mit seinem Freund, dem Friedensrichter... Und was macht Ihr Pepe? Hat er noch immer Halsschmerzen?“

„No, Señora, er rennt wieder umher wie ein Kaninchen.“

## Das getarnte Geständnis

Von Werner Helwig

Als Janni zu einem weißen Bart und zu Ansehen gekommen war — das letztere hatte sich mit dem ersten eingestellt —, machte ihn seine Heimatinsel Aegina zum Ortsrichter. In dieser Funktion hat er dann seinem Ruhmeskranz, der Schlaueste aller Griechen zu sein, noch einige weitere Lorbeerblätter hinzugefügt. Der Fall, in welchem er sich besonders auszeichnete, ist der folgende.

Ein alter Aeginte fühlte seinen Tod nahen, versammelte seine Söhne um sich und sprach: „Wenn ich gestorben bin, grabt im Garten unterm Apfelbaum nach. Dort ist ein Topf voller alter Goldmünzen versteckt. Teilt sie euch redlich.“ Zwei Tage später war der Vater begraben. Die Söhne suchten den Topf, fanden ihn, aber er war leer. Streit. Mißtrauen allerseits. Einer muß es ja getan haben. Sie brachten ihren Fall vor das Gericht. Der Richter war Janni. Er hörte sich die Geschichte an, setzte sich bequem, zündete seinen Tschibuk an und gab den drei Brüdern ein Gleichnis auf. „Es war einmal“, so sprach er, „ein armes Mädchen. Das verlobte sich heimlich einem armen Jüngling. Die Eltern aber zwangen es, einen anderen zu heiraten. In der Hochzeitsnacht nun sagte das Mädchen zum Gatten: »Bevor wir Gemeinschaft machen, laß mich dir etwas gestehen. Ich habe mich heimlich einem armen Jüngling versprochen. Laß mich zu ihm gehen und entweder mein Versprechen zurückgewinnen oder es einlösen. Sonst hat die arme Seele keine Ruh.«

Der Gatte, gut geartet, wie er ist, gewährt's. Das Mädchen eilt im vollen Brautschmuck zum Jüngling. Sie glitzert schön dahin in all ihrem goldenen Tand im nächtlichen Wald unter den Strahlen des Mondes.

Ein Wegelagerer ersieht's, springt hinzu und will das hübsche Wild erlegen. Das Mädchen sagt: »Bevor wir Gemeinschaft machen, laß mich dir etwas gestehen. Mit der Erlaubnis meines Gatten, dem ich soeben angetraut worden bin, befinde ich mich unterwegs zu meinem heimlich Verlobten, um ihm das Versprechen abzugewinnen oder es einzulösen. Handle du nun wie mein Gatte, damit die arme Seele Ruh' hat, und ich will dir vergönnen, was du wünschst, wenn ich von meinem heimlich Verlobten zurückkomme.« — Und tatsächlich, der Wegelagerer, gerührt von der arglosen Art des Mädchens, ließ sich aufs Abwarten vertragen.

Das Mädchen kam zum armen Jüngling und erzählte, was sich zugetragen. Der arme Jüngling, gerührt von der Großmut einerseits des Gatten, andererseits des Wegelagerers, gab ihr das Versprechen zurück und entließ sie in Freiheit. Das Mädchen lief in der Fährte der eigenen Schritte wieder zurück, traf richtig den Wegelagerer und erzählte ihm von der Großmut des Jünglings. Da verzichtete auch der und gab sie frei. Unbeschadet und von allen Versprechen gelöst, gelangte so das Mädchen wieder in das Haus ihres Gatten. Nun, sagt an, ihr drei Brüder, wem kommt hier die meiste Hochschätzung zu?“ So fragte der Richter Janni, als er den Tschibuk beiseite legte und die Ratheischenden erwartungsvoll ansah. Der Erste besann sich nur kurz und antwortete: „Dem Gatten wegen seiner impulsiven Großmut.“

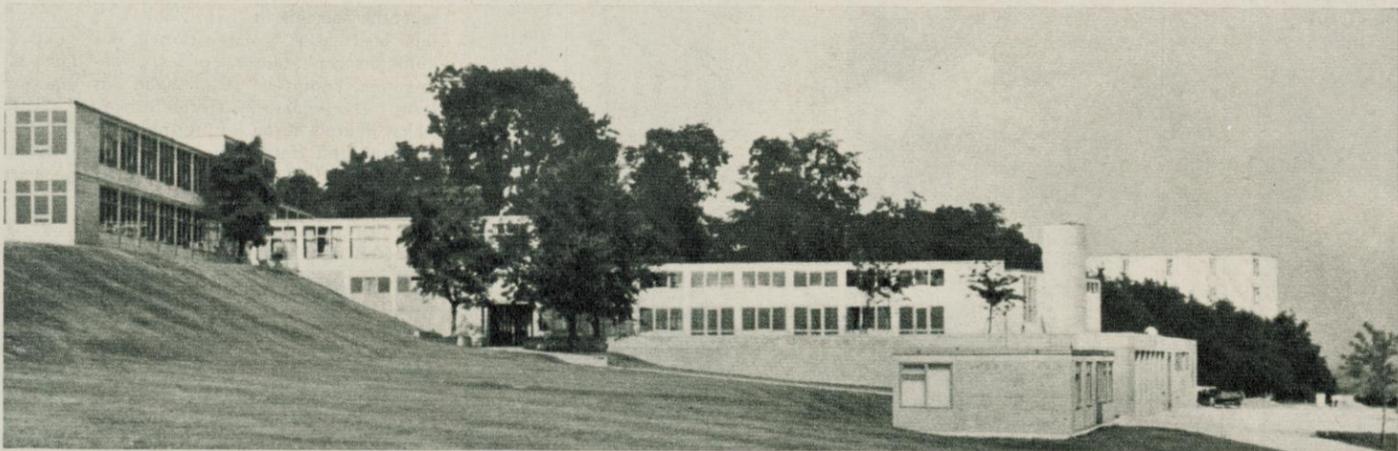
Der Zweite zögerte etwas, bevor er entschied: „Dem Räuber wegen seiner schwierigen Großmut.“

Und der Dritte meinte: „Dem armen Jüngling wegen seines großmütigen Verzichtes.“

Janni, der Richter, nahm den Tschibuk wieder auf, rauchte und sprach: „Du, Zweiter, hast die Goldmünzen entwendet. Bring sie her.“

Jener ging und brachte sie in einem Beutel. Janni schüttete sie auf den Boden und teilte sie ab in drei genau gleiche Haufen.

Der Erste und der Dritte rieben sich mißfällig die Handgelenke und wandten ein: „Wieso drei Haufen? Verdient der Dieb nicht Strafe?“ Janni aber, indem er die Augenbrauen spreizte und Zeigefinger und kleinen Finger der Rechten in der Gebärde des Lehrens hob, erklärte: Auch jener habe Ehre bewiesen, da er ohne Streiten und ohne nach Auswegen zu suchen, in seiner Antwort zugegeben habe, der Dieb gewesen zu sein.



„Aufwärts“ hat im vergangenen Jahr in einer großen Reportage über die „Hochschule für Gestaltung“ in Ulm berichtet. Wir waren damals schon davon überzeugt, daß diese Schule in wenigen Jahren zu den bedeutendsten Einrichtungen der Welt gehören würde. Am Sonntag, dem 2. Oktober, wurde das Gebäude endlich eröffnet. Bislang fand der Unterricht in Behelfsräumen und im Rohbau der neuen Schule statt. Jetzt erhebt sie sich in ihrer strengen Schönheit über den Hügeln der Stadt. Im Rahmen einer internen Feier hielt Professor Dr. Walter Gropius von der Harvard-Universität in Cambridge (USA) eine Gastvorlesung vor in- und ausländischen Studenten und Gästen. Auf dem oberen Bild wird er vom Rektor und Erbauer der Hochschule, Max Bill (rechts), begrüßt. Diese beiden Männer könnten das Gesicht unserer zerbombten und verbauten Städte verändern...

## Mit der Eintrittskarte zur Zauberflöte

Von Hermann Hesse

So werd' ich dich noch einmal wiederhören, Geliebteste Musik, und bei den Weih'n Des lichten Tempels, bei den Priesterchören, Beim holden Flötenlied zu Gaste sein.

So viele Male in so vielen Jahren Hab' ich auf dieses Spiel mich tief gefreut, Und jedesmal das Wunder neu erfahren Und das Gelübde still in mir erneut,

Das mich als Glied in eure Kette bindet, Morgenlandfahrer im uralten Bund, Der nirgend Heimat hat im Erdenrund, Doch immer neu geheime Diener findet.

Diesmal, Tamino, macht das Wiedersehen Mir heimlich bang. Wird das ermüdete Ohr, Das alte Herz euch noch wie einst verstehen, Ihr Knabenstimmen und die Priesterchor-Werd' ich vor eurer Prüfung noch bestehen?

In ewiger Jugend lebt ihr, selige Geister, Und unberührt vom Beben unsrer Welt, Bleibt Brüder uns, bleibt Führer uns und Meister, Bis uns die Fackel aus den Händen fällt.

Und wenn einst eurer heitern Auserwählung Die Stunde schlägt und niemand mehr euch kennt So folgen neue Zeichen euch am Firmament, Denn alles Leben dürstet nach Beselung.

# Himmel, Blech und Geographie



Die Dämmerung hat schon begonnen, als das Flugzeug zur Landung in Mexiko ansetzt. Zwischen wüstenhaftem Odland leuchten Wasserflächen herauf. Im Dunst erscheinen die Lichter der Großstadt, darüber im fernen Glanz eine steilere und eine breit hingelagerte Schneekuppe: der Popocatepetl und der Iztaccihuatl — man sagt besser der eine und der andere. Die abendliche Fahrt vom Flughafen in die Stadt über breite Avenidas erinnert seltsam an Paris.

Vielleicht mutet die Fahrt vom Flughafen in die Stadt Mexiko auch nur so pariserisch an, weil über den breiten Avenidas der gleiche blaue Abenddunst liegt, der mich vor Jahren in Paris so faszinierte. Die Fahrt dauert so lange, daß man sich mit dem Taxifahrer unterhalten kann. Der Mann ist so blond, als sei er von der Waterkant. Tatsächlich bekennt er,

Jedes Hotel in Amerika, das etwas auf sich hält, bietet seinem Gast Privatbad und WC. Das ist in Mexiko auch so, aber Mexiko bietet diese Annehmlichkeit bereits zu Preisen, die in Europa für ein Zimmer ohne Bad üblich sind. — Der Dienst am Kunden ist hochentwickelt. Der Fremdenverkehr ist die bedeutendste Industrie des Landes: Der Fremde ist natürlich fast immer der Nordamerikaner, und so werde ich prompt englisch angesprochen. Erstaunlich viele Leute sprechen Englisch. Ich wehre mich verzweifelt: „Bitte sprechen Sie Spanisch mit mir, denn Englisch ist für mich auch eine fremde Sprache!“ Enttäuschte Gesichter. Wer Spanisch kann, hinterläßt keine Dollars! Aber man spricht nun wenigstens Spanisch mit mir, wenn ich auch immer weiter mit „Mister“ angeredet werde. Alle Europäer, auch Franzosen zum Beispiel, sind Mister in Lateinamerika. Und es gibt so etwas wie eine unausgesprochene Volksmeinung, als sprächen alle Ausländer zunächst mal vor dem Frühstück Englisch, bevor sie sich später im Laufe des Tages auf ihre jeweilige Eigensprache besinnen.

Es ist schwer in einer fremden Stadt, am ersten Abend zu Hause zu bleiben, auch wenn man müde ist. So gehe ich an lustigen Bierreklamen vorüber dem Zentrum der Stadt zu, die Hände tief in der Tasche. Ich friere. Ein kalter Wind bläst mir entgegen, so daß ich mich entschließe, bald ins Hotel zurückzukehren. Tags darauf, beim Frühstück, erfahre ich aus der Morgenzeitung, daß 14 Menschen in der Nacht erfroren sind. Die Temperatur sinkt nachts auf mehrere Grad unter Null. Wenn das Weihnachten innerhalb der Tropen geschieht, was soll man dann noch von der Geographie halten? In Bogotá, das fast ebenso hoch liegt wie Mexiko, sind immerhin sonst sieben Grad über Null Anlaß für Riesenschlagzeilen über

tümer. Wir sehen eine Kirche, die auf dem bis über Mannshöhe aufragenden Mauerwerk einer aztekischen Pyramide erbaut ist. Das zyklische Mauerwerk der vorchristlichen Kultur wird von der primitiven Strenge des Ordensbaues nach oben fortgesetzt. Man spürt noch das Drama der Steinzeitkultur, die unvorbereitet der Eisenzeitkultur der Eroberer unterlag. Aber man spürt auch allenthalben, daß der Unterlegene einen großen Atem hatte und die ganze Kraft der Verwegenen forderte, die ihn überrumpelten.

Wir nähern uns auf staubigen, von Kakteen umsäumten Straßen dem voraztekischen Zentrum Teotihuacán. Das Besteigen der Sonnenpyramide fällt schwer in dieser Höhe. Welche Menschen haben solche Berge von Pyramiden gebaut? Wollten sie die Bergriesen und Vulkanen, von der die Ebene umstellt ist, noch einmal aus eigener Macht herstellen, um sich gegen die unverständliche Natur zu behaupten? — Welche Kraft aber lenkte die Eroberer, die sich anmaßten, in diese Stätten vorzudringen, und die sich nicht, überwältigt von den gewaltigen Heiligtümern, freiwillig auf ihren Altären opfern ließen? Auch hier tritt das weite, wolkenlose Himmelslicht als Hauptelement auf, einbezogen in den Plan der Gesamtanlage. Mir kommt der Gedanke der Fruchtbarkeit, die dem Menschen von der Landschaft zuteil wird. Hier mußte ein solches Landschaftsbeispiel sein: Die indianischen Völker, die hier bauten, die Kolonisatoren und das Mischvolk der heutigen Mexikaner haben kulturell alle eine weit größere Kraft bezeugt als die angrenzenden Gebiete des Karibischen Meeres. Der gleiche spanische Kolonisator hat anderswo Geringeres geleistet, der gleiche Mestizo hat anderswo nach den Unabhängigkeitskriegen nichts Erstaunliches hervorgebracht. — Die Universitätsstadt mit ihren

Mexiko ist ein Land, das seit undenklichen Zeiten Zeugnis ablegt vom Werk des Menschen, ein Land, zu dessen Charakteristik die Dichte der geprägten Siedlungen aus vielen Jahrhunderten gehört. Hier fühlt man sich den alten Kontinenten näher als der „Neuen Welt“, die nur spärlich und auf weite Räume verstreut menschliche Denkmale trägt. Der Boden ist uralt: Da sind mitten auf Äckern abseits der Straße die Reste der Heiligtümer der Herren von Texcoco. Ein leichtes Fußscharren fördert Obsidianmesserscherven hervor. Wenig weiter im Süden der Stadt befindet sich die von Lava überdeckte Pyramide von Cuicuilco. Man kann wieder einige Kilometer weiter feststellen, daß drei Heiligtümer im weiten Umkreis so zueinander stehen, daß Rauchsignale weitgereicht werden konnten. Da sind der Barockprunk der Kirchen von Taxco und Cuernavaca und die stillen Gärten Maximilians. Es fällt schwer, die Sehenswürdigkeiten aufzuzählen, weil sie so dicht gesät sind, daß man sicher sein kann, immer Wichtiges ausgelassen zu haben.

Die Polizei hält inzwischen meinen Taxifahrer an, und es entspinnt sich ein ernstes und peinliches Gespräch über Nummernschilder und Steuern. Allmählich senken sich die Stimmen, und der Herr Wachtmeister geht würdevoll davon. Ich erinnere mich nicht mehr, wieviel es gekostet hat. Der Chauffeur erklärt mir den Fall nun ausführlich. Im Grunde habe er natürlich den Polizisten gar nicht zu bestechen brauchen. Er habe es gewissermaßen nur getan, damit wir schneller weiterfahren könnten. Seine Frau sei ja auf dem Verkehrsministerium angestellt, so daß Anzeigen gegen ihn ohnehin unter den Tisch fielen.

Ich gerate ins Gespräch mit drei Volksschullehrerinnen aus der Provinz, die sich wie ich



einen Deutschen unter seinen Großvätern zu haben. Die große Deutsche Industrieausstellung ist noch in seiner Erinnerung, und er gibt echte Töne der Bewunderung von sich. Die Deutschen imponieren den Mexikanern — wie sehr oft den Lateinamerikanern —, weil sie sich den „Gringos“ entgegenstellten. Das täten sie auch gern. Aber man weiß nicht so recht, wovon man leben sollte, wenn man offen gegen die USA angeht. Es handelte sich in der Phantasie auch kaum um wirkliche Schlachten oder Kriege, die man den Amerikanern zu liefern wünschte, sondern um die würdige, monumentale Darstellung in einem großen Denkmal. Der Tonfall, den der Mexikaner der spanischen Sprache verleiht, ist allerdings alles andere als prahlerisch oder aufdringlich stolz. Der Mann redet leise und weich in einem überredenden Singsang. Das europäische Spanisch ist klangvoller und härter.

„die Kältewelle“. Bald bin ich von einem Dutzend Taxifahrern umringt, die mir ansehen, daß ich mich wohl gern umtue. Sie unterbieten sich gegenseitig und beschimpfen sich, weil der eine zu einem anderen Parkplatz gehört und ein anderer wieder keine Zulassung in Mexiko-Stadt, sondern nur im Staat Michoacán hat. (Es heißt ja: Vereinigte Staaten von Mexiko.) Schließlich werde ich einig mit dem Mann aus Michoacán, die bedeutenden archäologischen Stätten der Umgebung zu besuchen. Der alte, aztekische Plan der Stadt ist immer noch spürbar. Gleich neben dem riesigen und strengen Platz vor der Kathedrale — einem der schönsten Plätze der Welt, dessen Hauptbaumeister der weite Himmel ist, der in ihn einfällt mit dem unerhörten Licht der zweieinhalbtausend Meter Höhe über dem Meeresspiegel —, gleich neben der Kathedrale liegen die Ausgrabungen versunkener Heilig-

künnen, mosaikgeschmückten Bauten ist die letzte Manifestation dieser mexikanischen Fruchtbarkeit. Gewiß, man weiß, es gibt nicht genug Studenten und Lehrer für diese Gebäude; man ist leise entsetzt über die Mischung aus aztekischer Heraldik und Kinoplakatstil, die sich überall breitmacht. Aber dieser Eigensinn, der unbedingt Kunst machen will aus einer Erinnerung an das Quattrocento und archäologischen Ausgrabungen, kommunistischen Phrasen und indianischem Selbstbewußtsein, echt amerikanischem Fortschrittsglauben und aufdringlichen Erziehungstendenzen, ist doch ungemein interessant. Dieses Konglomerat von „Kulturwollen“ steht für einen historischen Zusammenprall, einen Unfall gewissermaßen, der Nichtzusammengehöriges zusammenbrachte. Auf eine seltsame Weise entspricht der Ausdruck dem, was vorliegt, unmeßbar und unverdaulich für Europäer, aber doch imposant.

die Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt vorführen lassen. Eine spottet über die Geschichte Mexikos. „Die Spanier haben Mexiko gar nicht erobert“, sagt sie, „die »Conquista« haben die Indios selbst auf dem Gewissen. Als die Spanier landeten, haben sich alle unzufriedenen Indios auf deren Seite geschlagen und das Aztekenreich zerstört! — Aber die spätere Unabhängigkeit Mexikos von Spanien haben die Söhne der eingewanderten Spanier erkämpft, und nicht die Indios.“ Es ist absurd, aber es stimmt.

Fortsetzung folgt

Text und Zeichnungen von Hann Trier

Liebe Freunde! Zurück aus dem Urlaub, gut erholt übrigens! Und so fühle ich mich gestärkt für den Versuch, hier eine Sache auszubügeln, für das Bemühen, einen verärgerten, aber gewiß wohlmeinenden Leser zu versöhnen. Als ich vorige Woche ins Büro kam, lag da schon ein Brief auf meinem Schreibtisch, aus dem ich hier ein paar Sätze abdrucke: „Sehr bedauerlich, was da auf der

# Besuch aus Damaskus ist da!

Opferbereitschaft von Aufwärts-Lesern ermöglicht einem jungen Araber aus Syrien, sich in Köln eine technische Ausbildung zu verschaffen • Fotos: Heinz Held



letzten Seite des »Aufwärts« Nr. 19 unter der Überschrift »Die Erschaffung des Menschen« gezeichnet und geschrieben wurde. Ich möchte mich sehr klar ausdrücken: Ein überzeugter Christ wird an dieser Verniedlichung und Verbalhornung Anstoß nehmen, ist doch die zutiefst liegende Haltung des Verfassers Ehrfurchtlosigkeit, die einen jeden jungen Menschen anfällt, wenn er viele illiche Machwerke unserer Tage betrachtet.“ Unterschrieben ist der Brief von Herrn Paul Heinrichs, Rheinberg, Volksschullehrer und Religionslehrer an der Berufsschule in Rheinberg. Und es geht um die Zeichnungen des Franzosen Jean Effel aus seinem soeben im Rowohlt-Verlag erschienenen Bilderbuch mit dem Vorwort von Kurt Kusenberg. Bevor ich selbst noch ein Wort dazu sage, möchte ich eine andere Meinung über Effel zitieren. In der Zeitschrift „Lancelot“ fand ich folgende Feststellung: „Die Zeitschrift »La France Catholique« hat die übermäßig freie Auslegung der Schöpfungsgeschichte abgelehnt... Glücklicherweise besitzt Jean Effel die geistliche und weltbejahende Zustimmung des Pfarrers von Corton. Dieser brave Mann hat ihn tatsächlich um Erlaubnis ersucht, die Engel mit den Himmelfahrtsnasen in seinem Kirchenblättchen »Cé Ou Pé« abdrucken zu dürfen.“ Man sieht, die Meinungen der Gläubigen sind geteilt. Nun kann man über die Zeichnungen Effels durchaus geteilter Meinung sein. Ich selbst bin zum Beispiel von ihrer künstlerischen Qualität nicht sehr überzeugt. Aber eines kann man nach meiner Meinung diesen Zeichnungen nicht unterstellen — daß sie nämlich die Gläubigkeit junger Menschen untergraben könnten. Dafür sind sie einfach zu freundlich und zu harmlos.  
Grüße von Thomas

## Die Erbschaft

Aus Karlsruhe schreibt uns Hanna Rautenberg: „Als meine Großmutter im vorigen Jahr starb, hinterließ sie uns ihre ganze Wohnungseinrichtung, die bei ihrer Eheschließung gekauft worden ist. Nun erklärt meine Mutter, daß ich diese Möbel bekomme, wenn ich heiraten würde. Dabei wünsche ich mir nichts sehnlicher als moderne Möbel. Jetzt muß ich fürchten, daß mein Vater nichts mehr »beisteuert«, wenn ich im nächsten Jahr heirate und wir moderne Möbel kaufen möchten. Was meinst denn Du dazu?“

● Sehr gern möchte ich die Möbel Deiner seligen Großmutter einmal sehen. Wenn die alte Dame jung geheiratet und Geschmack gehabt hat, dann könnten nämlich sehr schöne Stücke darunter sein. Das sage ich Dir, obwohl auch ich moderne Möbel liebe. Überleg Dir aber bitte mal, ob nicht dieses oder jenes alte Stück mit einer modernen Zimmereinrichtung harmoniert und sie geschmackvoll ergänzt. Gewiß wird sich nicht alles übernehmen lassen, was die Großmutter hinterlassen hat, doch sollte man alte Möbel nicht in Bausch und Bogen verwerfen. Allerdings möchte ich auch nicht aus reiner Pietät in Großmutter's Schlafzimmer hausen.

## Fußball

Unser Sportfreund Heinz Schrader, Düsseldorf, möchte wissen: „Wann ist in Deutschland zum erstenmal ein Fußballverein gegründet worden?“

● Soviel ich weiß: 1878 in Hannover.

## Leser für Leser

● Erika Braun in Duisburg meldet sich zu Wort auf die Frage von Peter Schirmacher im letzten „Aufwärts“, ob nicht die Männer gut daran täten, sich die Gleichberechtigung gegenüber den Frauen zu erkämpfen. „Peters Standpunkt ist typisch männlich. Er ist offenbar blind gegenüber der Lage der Frau, die »im Normalfall« ein ganzes Leben lang die niedrigen Arbeiten für den Mann mit erledigen muß und dann gesagt bekommt, sie führe ein Dornendasein. Meinen denn die Männer, es lalle den Frauen immer leicht, auf einen eigenen Beruf, auf eigenen Erfolg und auf selbsterrungene Anerkennung zu verzichten zugunsten der Ehe? Vor solchen Männern wie Peter Schirmacher kann ich nur alle Frauen warnen!“



Als „Aufwärts“ im Frühjahr seinen Lesern den Vorschlag machte, einen Fonds zu errichten, der dazu dienen soll, einem jungen Menschen aus kolonialem oder wirtschaftlich unterentwickeltem Gebiet eine technische Ausbildung in Deutschland zu finanzieren, da war uns selbst noch völlig unklar, ob der Plan gelingen könne. Am 8. Oktober ist unser Wunsch, der zum Wunsch vieler Aufwärts-Leser wurde, in Erfüllung gegangen! Als um 15.07 Uhr der D-Zug aus Basel auf dem Kölner Hauptbahnhof einlief, standen unsere Mitarbeiter Salim al Habschi und Peter Baum auf dem Bahnsteig, um Yassine Hana aus Damaskus in Syrien vom Zug abzuholen. Yassine (sprich Jassin) ist von Damaskus nach Beirut im Libanon, von dort aus nach Alexandrien in Ägypten, von Alexandrien mit dem Schiff nach Neapel und von Neapel mit dem Zug schließlich über Basel bis nach Köln gereist.



„Ich möchte Ihnen danken“. Das waren die ersten Worte, die unser neuer Freund bei seiner Ankunft in Köln zu uns sprach. Auf der langen Reise hatte er sich schon ein paar deutsche Brocken eingepaukt. Aber dann mußte Aufwärts-Mitarbeiter Salim al Habschi doch als Dolmetscher einspringen. Yassine hat als Kraftfahrer in Syrien gearbeitet. Als wir ihn auf den Kölner Bahnhofsvorplatz führten, stürzte er sofort auf einen Autobus der Post zu. Dann erklärte er uns, daß er sich sehr für Dieselmotoren interessiere. In seiner Heimat gebe es kaum Fachleute für Dieselmotoren. Sein sehnlichster Wunsch sei, in Deutschland die Geheimnisse des Dieselmotors zu ergründen. Mit solchen Kenntnissen könne er sich dann daheim sehr nützlich machen. Wir versprachen, unser möglichstes zu tun. Yassines zweite Feststellung: „Es ist aber sehr kalt hier.“ Bild rechts: Yassine vor dem Kölner Dom.



Bei einer Tasse Kaffee mußte unser neuer Freund dann ein erstes Interview über sich ergehen lassen. Hier seine Angaben: Yassine Hana wurde am 15. Juli 1931 in Damaskus geboren. In der Hauptstadt Syriens (rund 250 000 Einwohner) ist er auch aufgewachsen. Er hat sieben Geschwister. Seine Mutter ist bereits vor zehn Jahren gestorben, sein Vater 1953. Yassine hat sich in Damaskus recht und schlecht als Kraftfahrer durchgeschlagen. In guten Zeiten hat er etwa 160 DM monatlich verdient — er betont ausdrücklich: in guten Zeiten. Er hat bei seinen Brüdern in einer Straße der Altstadt von Damaskus gewohnt. Bevor er Kraftfahrer wurde, hat er fünf Jahre die Volksschule besucht und seine Dienstzeit bei der syrischen Armee abgeleistet. „Warum verdienen Kraftfahrer in Syrien denn so schlecht?“ haben wir Yassine gefragt. „Sie haben keine starke Gewerkschaft“, sagte er.

